

In der weiteren Entwicklung kann man durchaus vermerken, daß dieser unmittelbare Einfluß der sowjetischen Seite bei weitem nicht mehr so vorhanden war. Als ich Chef der Plankommission war, hatte ich einen sowjetischen Berater. Er hatte zwei Mitarbeiter. Mit ihm habe ich mich im Monat einmal oder zweimal getroffen. Er konnte Ratschläge geben, aber entschieden haben wir selbst.

Aber natürlich hat die sowjetische Politik Einfluß auf die DDR genommen. In großen politischen Diskussionen in Moskau wurde das nicht mehr als sowjetische Anweisung gegeben, aber die sowjetische Seite empfahl. Die sowjetische Seite hat z. B. bis 1987 empfohlen, daß der Besuch des Generalsekretärs in der Bundesrepublik nicht stattfinden soll. Auch der Besuch Honeckers war eine eigenmächtige Entscheidung von ihm. Obwohl Gorbatschow damals schon der verantwortliche Generalsekretär war, hat er empfehlungsweise, nicht befehlsweise und nicht als Anweisung, diesem Besuch nicht zugestimmt, hat ihn nicht gewollt.

Natürlich haben wir auf den sowjetischen Partner gehört. Es gab ja auch eine gewaltige ökonomische Abhängigkeit. Fast die gesamten Rohstofflieferungen bekamen wir von der UdSSR. Wir mußten daraufhin 70 % unseres Exports in Richtung sozialistische Länder lenken; wir mußten davon wieder die Hälfte in die UdSSR lenken, mit wichtigen, großen Produktionskapazitäten, die wir zum Teil sogar speziell für sie geschaffen haben.

Gesprächspartner Karl Wilhelm Fricke: Ich möchte noch einmal auf die Frage des Verhältnisses von Politbüro und Sekretariat des ZK bzw. auf den Apparat des Zentralkomitees zurückkommen. Herr Uschner, Sie können uns vielleicht auch sagen, wie dort die Meinungsbildungsprozesse organisiert waren, wie die Entscheidungen getroffen wurden. Wer legte z. B. die Beschlußvorlagen des Politbüros fest? Wer hat dort Ausarbeitungen vorgelegt, die dann im Politbüro beraten wurden? Von wem ging die Initiative aus? Waren das Vorlagen, die aus dem Apparat des ZK kamen, oder waren das Anregungen, die aus dem Politbüro kamen und die zu befolgen waren? Wer hat z. B. die heute schon so viel zitierte Nomenklatur festgelegt? Irgendwo muß ja eine Entscheidung getroffen worden sein, wie die Nomenklatur auszusehen hat.

Dr. Manfred Uschner: Vielleicht sage ich erst einmal, wer ich bin. Ich hatte nie eine Wahlfunktion. Ich sitze das erste Mal in diesem Saal. Ich war aber 20 1/2 Jahre in diesem Gebäude tätig, sechs Jahre in der Internationalen Abteilung, die schon fünf Jahre vor der Wende vom „Stern“ als „honeckerfeindlich“ bezeichnet wurde, und dann 14 1/2 Jahre als persönlicher Mitarbeiter bei Hermann Axen und Sekretär der Außenpolitischen Kommission des ZK. Ich kann also vor allem für das internationale Gebiet sprechen.

Ich bin bis zum 20. Februar 1989 in diesem Haus tätig gewesen und wurde dann wegen unverschämter Kritik an den leitenden Genossen aus dem Hause

entfernt. Man hatte mir vorgeworfen, der gegnerischen Einflußnahme – in Klammern: SPD – unterlegen zu sein. Die Sekretariatsvorlage zu meinem Fall wurde am Mittwoch beschlossen; rausgeschmissen wurde ich am Montag, dem 20. Februar, um 15.00 Uhr in fünf Minuten. Als man mich geholt hatte, hatte man fünf Stunden gebraucht.

Wie war das mit den Vorlagen, und wie war das überhaupt mit dem Politbüro? Man hat natürlich in dieser geschlossenen zweiten Etage, über die ich jetzt geschrieben habe und über die in Kürze im Dietz Verlag ein Buch mit dem Titel „Die zweite Etage“ erscheint, viel mitbekommen. Das Politbüro gab es eigentlich in den letzten Jahren überhaupt nicht mehr. Wir haben insgeheim von einer „Viererbande“ gesprochen, nämlich Honecker, Mittag, Mielke und Joachim Herrmann.

Wir haben immer gesehen, wenn er in seine Bezirksleitung ging, blieb der Herr Mielke immer noch vor dem Büro Honecker stehen. Er war neben Schalck-Golodkowski einer derjenigen – zwei gab es! –, die jederzeit ungehinderten Zugang zum Generalsekretär hatten. Dort blieb man anfangs 20 Minuten zusammen. Wir sahen später, da wir alle nur eine gemeinsame Toilette hatten, daß es manchmal auch ein, zwei Stunden wurden.

Das Politbüro arbeitete nach Plan. Es gab aber Hinweise der Sicherheitsorgane bei Großhavarien oder irgendwelchen Vorkommnissen im Staatsapparat, die dann von den Fachabteilungen an das Sekretariat oder in einem Anschreiben an den Generalsekretär gemeldet wurden. Er schrieb dann darauf „Vorlage E. H.“ Umgekehrt wurden der Apparat und die Politbüromitglieder immer gewitzter. Bevor eine Vorlage ins Politbüro kam, ließen sie sich per Brief von Erich Honecker das „Einverstanden, E. H.“ absegnen, und damit kam es kaum noch zur Diskussion.

Die Sorge meines Chefs betraf eigentlich nur den Dienstag. Das war die Politbürositzung. Hier hat man also am Freitagnachmittag zwei große schwarze Koffer mit nach Wandlitz genommen und durchgearbeitet. Dies war eigentlich auch die einzige Gelegenheit, die wir hatten, wo man über die unsichtbaren Grenzen zwischen den Büros und Ressorts hinweg durch die Lektüre der Beschlußvorlagen doch etwas mitbekommen konnte. Mein Chef hatte z. B. von Wirtschaft keine Ahnung, aber so konnte er doch in etwa sehen, daß von Mittag dem Politbüro nie eine ehrliche Zahlungsbilanz vorgelegt wurde.

Das Sekretariat behandelte am Mittwoch mehr die kleineren Dinge. Da ging es um Personalfragen, da ging es um Reisen. Ich war von 1984 bis zu meinem Rausschmiß im Februar 1989 Mitglied der Gemeinsamen Sicherheitspolitischen Arbeitsgruppe SPD/SED. Jedesmal, wenn ich reiste, mußte eine Vorlage gemacht werden. Auch wenn ich die sowjetischen Freunde fragen mußte, ob man das Wort „Doppelverwendbarkeit von Atomwaffen“ verwenden darf, wurde eine Sekretariatsvorlage gemacht. Fuhr ich nach Prag, um das den Tschechen zu erläutern, wurde eine Sekretariatsvorlage gemacht.

Am Schluß konnte gar keiner mehr durchsehen. Ich hatte den Einruck, es wurde durchgeblättert und weitergegeben.

Größere Auseinandersetzungen habe ich in den 20 Jahren nur bei Personalwechsel erlebt. Das ging nicht immer so glatt. Es gab den Fall Häber, einen Shooting-Star, der plötzlich als Seiteneinsteiger und in der alten Bundesrepublik sehr geschätzter Analytiker und Könnner einen – wie es hier im Hause hieß – Rösselsprung machte, also vom Institutsdirektor zum Abteilungsleiter, zum ZK-Mitglied und dann gleich ins Politbüro. Damit hat er die ganze alte Fronde – ich sage immer – der Kinder der ersten Generation nach dem Krieg, die Leonhard beschrieben hat, voll vor die Birne gestoßen. Diese haben sich gewehrt, und dann wurde einiges organisiert.

Es gab den stadtbekanntnen Sauf- und Hurenbold Konrad Naumann, der zwar unter Alkoholeinfluß, aber immerhin vor der Akademie für Gesellschaftswissenschaften sagte, was hier nicht in Ordnung ist, was die Arbeiter denken, und er glaubte, daß die Arbeiter Berlins hinter ihm stünden, wenn sie aufstehen.

Da gab es sechs, acht und zehn Stunden lange Sitzungen; aber sonst ging es in den letzten Jahren, die ich hier mitmachen durfte, recht glatt und reibungslos über die Bühne. Wir waren manchmal rasch um die Ecke, um etwas einzukaufen, und wir hatten Mühe, in dieser halben Stunde pünktlich zurückzusein.

Vorlagen wurden auch aus den Fachabteilungen angeregt, z. B. zu internationalen Fragen aus der Außenpolitischen Kommission. Es gab dann noch die Ideologische Kommission und die Wirtschaftskommission. Das Außenministerium machte Analysen beispielsweise über die Vorgänge im Jemen bei irgendeinem Machtwechsel. Das wurde bei uns in der Außenpolitischen Kommission diskutiert, und dann wurde das als Information und Vorlage ins Politbüro gegeben.

Was wir in dieser Kommission nie diskutiert haben, war die Stärke oder Schwäche des Sozialismus. Die Sowjetunion und alles, was dort und in den anderen sozialistischen Ländern lief, war tabu, was sich ja bitter rächen sollte.

Gesprächspartner Ulrich Schwarz: Ich hätte eine Zusatzfrage an Herrn Modrow: Sie waren ebenfalls – sogar in der Hierarchie noch höher als Herr Uschner – einige Jahre Abteilungsleiter im ZK, aber Anfang der siebziger Jahre. Würden Sie denn für diese Phase das Urteil, das Herr Uschner abgegeben hat, bestätigen, vor allem das Urteil über das Politbüro?

Dr. Hans Modrow, MdB: Ich war Anfang der siebziger Jahre, also 1971, Leiter der Abteilung Agitation. Mein Chef war Werner Lamberz. Mit Lamberz waren ein Konzept und eine Überlegung auf politisch-ideologischem Gebiet verbunden, aus Enge und Engstirnigkeit herauszukommen. Wir waren aus der Zeit im Jugendverband befreundet, hatten zusammen die Komsomol-

Hochschule besucht, hatten also ein ganz anderes Verhältnis, als es sonst in der Hierarchie üblich war. Wir haben unter vier Augen auch über Dinge gesprochen, die sich im Politbüro abspielten, und ich wußte bereits, daß wir eigentlich gemeinsam ein gewisses kritisches Verhältnis bekamen. Aber zugleich muß man auch sagen, daß Lamberz mit zu denen gehörte, die Honecker gemacht haben. Das ist manchmal auch dabei nicht mit im Kalkül. Denn Lamberz war jener, der vor allem mit der sowjetischen Seite die Kontakte hielt, um den Übergang von Ulbricht zu Honecker dann mit zu erreichen.

Die Sitzungen in der ersten Phase nach dem VIII. Parteitag, das war mein Eindruck, hatten einen tieferen Arbeitscharakter – Gerhard kann das besser beurteilen als ich –, weil auf jeden Fall die Notwendigkeit bestand, eine Änderung herbeizuführen, auch mit bestimmter Beschlußfassung, welche Probleme auch immer auf dem Gebiet der Ökonomie mit diesem Kurs der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik erwachsen sind. Es war also nötig, bestimmte Beschlüsse zu ändern.

Ich war unter Lamberz vor allem für die Medien verantwortlich, und wir bemühten uns um eine bestimmte Öffnung. Ich könnte viele Beispiele dafür bringen. Der „Kessel Buntes“ entstand, das Kulturmagazin und vieles andere. Das machte nach außen sichtbar, daß ein anderes Klima herrschen sollte. Es waren auch bestimmte Dinge in der Presse, die sich in dieser Zeit anders lasen. Das möchte ich mit aller Eindeutigkeit sagen.

Ich spürte aber, daß Werner Lamberz im Prinzip der war, der am Abend bis mindestens 22.00 Uhr in diesem Hause selber die „Aktuelle Kamera“ und alles steuern und darauf Einfluß nehmen wollte. Das war im Prinzip nicht meine Denkweise. Ich habe mich dann auf strategische Probleme der Entwicklung der Medien eingestellt, habe aber auch manches erleben müssen, wenn Lamberz nicht da war und ich ihn vertrat.

Mein Leben lang werde ich nicht den siebenten „Kessel Buntes“ vergessen, der sozusagen zur völligen Katastrophe wurde. K. Naumann, 1. Sekretär der Bezirksleitung der SED Berlin, machte großen Skandal, weil nach seiner Meinung die Arbeiter in Berlin beleidigt worden seien. Die „Drei Dialektiker“, die das moderierten, wußten nicht aus noch ein, und ich mußte zu Herrn Honecker, um den „Kessel Buntes“ zu retten, der ja immerhin hundertmal erschienen ist, und ich mußte ihm beim achten „Kessel“ selber die Texte vorlegen und mit ihm darüber streiten, ob die „Dialektiker“ dieses oder jenes Wort sagen dürfen oder nicht. Das war die Situation.

Es ging in der Tat auch um Kleinigkeiten. Ich wurde einmal deshalb gerügt, weil Herr Honecker mir eine Liste von Preisen für Erzeugnisse in der Bundesrepublik und in der DDR gab und ich dabei Kalbshaxe und Ungarische Salami strich, weil sie im Laden nicht zu haben waren. Er erklärte mir dann in der nächsten Sitzung des Sekretariats des ZK, an der ich an Stelle von Lamberz

teilnahm, ich sei nicht bei Dubcek, sondern man habe hier eine Ordnung, bei der das, was festgelegt werde, einzuhalten sei.

Insofern gab es schon Strenge untereinander, und man konnte nicht eigenständig entscheiden.

Die Beratungen verliefen dann mehr und mehr so, wie Gerhard sie geschildert hat, daß man eigentlich länger vor dem Politbüro saß und wartete, als man dann selber bei der Beratung gebraucht worden ist.

Gesprächspartner Ulrich Schwarz: Ich habe noch eine Frage an Herrn Uschner zu dem Problemkreis Politbüro. Mir ist auch im dritten Jahr nach der Wende immer noch nicht klar, wie diese DDR oder wie die SED eigentlich funktioniert hat. Herr Schabowski hat schon ziemlich früh gesagt, das Politbüro sei in den letzten Jahren nur eine Akklamationsmaschine für Erich Honecker gewesen. Herr Uschner bestätigt das eigentlich, wenn er sagt, das Politbüro habe gar nicht mehr existiert.

Was mir nicht klar ist: Wie konnte es in einer Partei, die eigentlich auf kollektive Führung angelegt ist, passieren, daß ein Mann eine solche Machtfülle auf sich vereinigen konnte, daß er zum Ende, beim Untergang der DDR bzw. bei seinem Sturz als absolutistischer Fürst dandand?

Dr. Manfred Uschner: Da kommt ein Problem hinzu. Ich habe den Vorträgen auch sehr aufmerksam zugehört. Manches haben wir selbst wirklich so erlebt, manches erscheint mir einseitig. Wir waren nicht durchweg alles bloß die „Hirnis“, die engstirnigen Parteiroboter, die wegen eines Wartburgs oder sonst etwas hier gearbeitet haben. Wir hatten schon Motivationen.

Als ich hierhergeholt wurde, war für mich als vermeintlichen Lateinamerikanisten z. B. ein Motiv, daß ich die Bombennacht 1945 in Magdeburg erlebt hatte, als meine Großmutter 15 Meter von mir entfernt zusammen mit dem ihr treuen Schäferhund verbrannte, daß ich wenige Monate nach dem Krieg als Achtjähriger dann Hiroshima und Nagasaki erlebte und fand, daß die Jungen Pioniere, die FDJ und später die SED auf die Frage, wie Kriege entstehen, die besten Antworten geben können. So etwas war ein Motiv. Andere hatten andere Motive.

Ich hatte meine Sozialisierung. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie und hatte 13 Geschwister. Ich war nicht gerade begeistert, daß hier der Sozialismus abgelöst wird und der Kapitalismus Einzug hält. Und ich könnte eine ganze Reihe weiterer Motivationen nennen, warum hier Leute so lange ausgehalten haben, meines Erachtens die meisten zu lange, denn spätestens, nachdem wir alle den XX. Parteitag erlebt haben, nachdem wir das Jahr 1968 erlebt haben, nachdem wir vor allem Gorbatschow lesen konnten, hätte sich hier doch einiges ändern können und müssen.

Hier gibt es einen großen Widerspruch. Es gab nicht nur die Typologie Parteiarbeiter in den Organen und Parteiarbeiter hier. Ich habe drei Gruppen

von Funktionären hier kennengelernt. Die eine Gruppe hat immer nach dem Motto gehandelt: Was oben gesagt wird, ist immer richtig. Das waren sozusagen die Kinder der Gruppe Ulbricht. Die Partei hat immer recht, der Gegner bleibt der Gegner, und man hat klassentreu zu sein.

Aber als die Mauer stand und der friedliche Wettbewerb begann, konnte man nicht nur solche Leute brauchen. Man brauchte auch Leute mit Abitur, mit Studium, mit Kenntnissen. In der Internationalen Abteilung mußte man zwei, drei, vier, fünf Sprachen können, man mußte mit Leuten umgehen. Da entstand schon eine Schicht von Könnern. Es wären doch nicht so viele Besucher aus allen Parteien der Bundesrepublik gekommen, und es hätte auch nicht noch 1988 Spitzengespräche in den USA mit Axen gegeben, die ich mitgemacht habe, wenn das alles hirnerkrankte dumme Leute gewesen wären. Ich habe bei Axen nicht nur seine KZ-Nummer auf dem Unterarm berücksichtigen müssen, wenn es zwischen uns krachte; ich habe auch erlebt, wie er mit den zwölf einflußreichsten Männern Frankreichs in fließendem Französisch und mit einem hohen Bildungsstand umging. Das alles hat uns beeinflußt.

Trotzdem entstand mit Gorbatschow für uns eine schizophrene Situation. Ich rede nicht von der dritten Gruppe, den Pragmatikern, die heute in Managementsesseln sitzen, die unter uns genauso geredet haben wie wir, aber eben offiziell nach oben nicht.

Ich will es Ihnen ganz konkret sagen: Im ehemaligen Regierungskrankenhaus der DDR wurde ich mehrfach gefragt: Wenn ihr nach 1985 bei uns massiert, behandelt wurdet und in der Wanne lagt, hattet ihr alle bis auf vielleicht 10 % die gleichen Meinungen zu Gorbatschow, zur Stimmung der Bevölkerung und zu den undemokratischen Praktiken im Lande. Da habt ihr nämlich geredet. Die 10 %, die nicht geredet haben, die kannten wir schon. Da haben wir uns auch vorgesehen. Warum haben es 90 % nicht geschafft, dagegen aufzustehen?

Ich habe lange darüber nachgegrübelt, auch im Zusammenhang mit meinem Buch. Ich komme zusätzlich zu dem Buch „Die Ohnmacht – DDR-Funktionäre sagen aus“, in dem auch Gerhard Schürer vorkommt, für mich selbst ebenfalls zu der Schlußfolgerung: Es ist erstens die Feigheit und die Angst vor dem totalen sozialen Absturz ins Nichts gewesen, mit dem man nichts bewirkt. Man ist über Nacht vergessen, 50 Freunde rufen einen nicht mehr an, wissen nicht mehr, wo man wohnt, und man ist alleingelassen. Das ist ein ganz wesentliches Moment gewesen.

Und das zweite: Man ist einmal für eine zum Kapitalismus alternative Ordnung angetreten, und nun sollte diese Ordnung zugrunde gehen. Wir haben immer gehofft, gerade mit Lamberz und Markowski, daß eine Erneuerung und so eine Art demokratischer Sozialismus, wie ihn auch Willy Brandt entwickelt hat, in dieser Partei einmal möglich sein würde.

Diese beiden Motive waren für mich ganz wesentlich und bestimmend, für

viele andere aber auch. Ich streite nicht ab, daß andere die banalen Motive hatten, von der Bereicherung bis zu anderen Dingen, die hier eine Rolle gespielt haben, oder einfach nur Durchhalten. Aber diese Motive waren es, die Herrn von Studnitz seitens der Ständigen Vertretung Bonns mich wenige Tage nach der Wende fragen ließen: Daß ihr ausgehalten habt, daß die Macht euch ge- oder verliehen war, und daß dann, wenn sich der Verleiher das mit der Macht anders überlegen würde, ihr nackt dasteht, daß wußten wir. Aber daß ihr trotzdem in diesem Lager und unter sowjetischem Kuratel doch so ein Ansehen in der Welt errungen habt, es mit dem Lebensstandard und mit der friedenspolitischen Übereinstimmung mit der Bevölkerung relativ weit brachtet, wie habt ihr das gemacht? – Und da sage ich: Dafür ist ein Teil des Apparates mit verantwortlich. Er fühlt sich da heute teilweise gebraucht, einige gehen weiter und sagen: mißbraucht. Mit Abstand sieht man die Dinge eben etwas anders als damals, bevor Gorbatschow als Hoffnungsstrahl auftauchte.

Gesprächspartner Karl Wilhelm Fricke: Aber warum sind, wenn ich das noch einmal fragen darf, nie Impulse aus dem Zentralkomitee hervorgegangen, diesen Degenerierungsprozeß zu verhindern? Es ist doch Tatsache, daß es in den fünfziger Jahren heftige Auseinandersetzungen gegeben hat. Ich denke an die Auseinandersetzungen mit der Fraktion Zaisser/Herrnstadt, dann auch mit Karl Schirdewan. Vielleicht kann Karl Schirdewan dazu selbst etwas sagen. Warum hat es ähnliche Bemühungen in den siebziger und achtziger Jahren nicht gegeben? Warum hat man sich z. B. damit abgefunden, daß das Zentralkomitee praktisch nur noch zweimal im Jahr zusammengerufen wurde statt wie früher vier-, fünf-, sechsmal im Jahr?

Karl Schirdewan: Ich kann dazu einiges sagen. Ich glaube, daß in den entscheidenden Jahren, den fünfziger Jahren, die Diskussionen im Politbüro zum einen durch die Krise im Juni 1953 und zum anderen drei Jahre später durch den XX. Parteitag angeregt worden sind.

Ich bin damals von den Sowjets gefördert worden, nicht von Ulbricht. Ulbricht wußte genau, daß ich seine Meinung auch in der Generallinie nicht vertreten konnte. Die Sowjets kannten meine Meinung. Ich habe jederzeit mit ihnen offen sprechen können. Ich war kein Agent, ich war ein Mitglied des Politbüros, ich war ein antifaschistischer Kämpfer, der elf Jahre drei Monate im Zuchthaus und in zwei Konzentrationslagern gesessen hat. Ich hatte also meine Meinung, und ich hatte auch meine Erfahrungen auf dem Gebiet der Politik, der Strategie und der Taktik. Ich erlebte auch die Zeit der Weimarer Republik.

Ich will ein Beispiel nennen: Als am 17. Juni etwa 3.000 Menschen vor das Haus der Einheit marschierten, kam – ich will nicht in Einzelheiten gehen – ein sowjetischer General zu mir und sagte: „Genosse Schirdewan, geben Sie mir den Befehl zum Schießen!“ – Ich habe gesagt: „Genosse General, unter keinen Umständen wird geschossen! Lassen Sie Ihren Konvoi vor dem

Pavillon vorrücken. Sie werden sehen, daß sich die Menge sofort zerstreut.“ – Ich habe da ganz sekundenschnell an meine eigenen Erfahrungen aus der Weimarer Zeit gedacht. Wenn die Polizei auf uns schießen wollte, blieb uns auch nichts anderes übrig, als zu fliehen. Das ist ein Beispiel.

Ich bin dann zwei Tage später zu Semjonow gebeten worden. Er sagte mir: „Genosse Schirdewan, wir haben öfter Diskussionen zum gegenseitigen Nutzen gehabt, ich möchte Sie bitten, mir zu sagen, wie Sie die Lage einschätzen.“ – Ich sagte: „Darf ich Ihnen eine Gegenfrage stellen?“ – Er sagte: „Natürlich!“ – Ich sagte: „Wo ist unsere Parteiführung? Die Parteiführung ist nicht mehr da. Die Parteimitglieder, die treu zur Fahne stehen, haben keine Unterstützung durch eine Führung. Die Schwankenden können sich nicht entscheiden.“ Diejenigen, die gegen uns waren, hatten dadurch einen noch stärkeren Zulauf.

Es war nicht die Zeit, daß ein Arbeiteraufstand gelingen konnte, wie es der 17. Juni war, sondern es bestand die Gefahr des Ausbruchs eines Krieges. Die Sowjets hätten damals die militärische Strategie, die sie ja in der DDR auch entwickelt haben, nie aufgeben können. Das war eine ganz andere Situation als im Jahre 1989.

Damals entsprach es nicht unbedingt den sowjetischen Interessen, die DDR mit einem Krieg zu verteidigen. Andererseits wissen wir ja auch, daß in Westdeutschland gar keiner an Krieg gedacht hat, daß niemand da war, der vielleicht aus dem Aufstand einen großen Gewinn hätte ziehen können. Ich weiß, daß die Amerikaner damals zurückgepfiffen haben. Sie haben z. B. zu Egon Bahr gesagt: „Sind Sie denn verrückt geworden? Wollen Sie einen Krieg?“ – Natürlich nicht! – So war die internationale Lage damals.

Semjonow sprach dann mit mir über verschiedene Personalfragen und Dinge, die ich jetzt nicht im einzelnen zu berichten brauche. Aber ich möchte sagen, ich habe gefordert: „Sofort die Parteiführung in das Parteihaus zurück! Alle Funktionäre, gleich welcher Ebene, gehen in die Betriebe und stellen sich den Arbeitermassen! Wir sind doch schuld an dieser Irreführung über den Sozialismus!“

Warum war damals der Sozialismus zusammengebrochen? Er war zusammengebrochen, weil nach Stalins Tod die Militärs den Vorrang hatten. Diese Militärs fragten sich: „Was sollen wir tun? Nach diesen Erfahrungen gibt es nur eines: beschleunigte Korrektur des Sozialismus, des sozialistischen Aufbaus, aber zur gleichen Zeit eine Verstärkung unserer militärischen Repräsentanz.“

Es war klar: Sozialismus und die Strategie und Taktik der Armee, das konnte niemals zusammenpassen. Deshalb war das Problem für mich immer: Was wir brauchen, ist ein sich langsam entwickelnder Sozialismus. Wenn er jetzt schon angefangen hat, sollte man nicht das gesamte Volk beleidigen, sollte man nicht so tun, als hätte man nicht selbst die Fehler gemacht und nicht

richtig eingeschätzt, daß noch gar keine Voraussetzungen für den Sozialismus da waren.

Gesprächspartner Karl Wilhelm Fricke: Aber es wurde doch immerhin im Zentralkomitee damals darüber diskutiert. Warum hat es später, Herr Dr. Modrow, ähnliche Diskussion im ZK nicht mehr gegeben? Waren das alles nur kritiklose Ja-Sager und Befehlsempfänger, die gehorsam entgegennahmen, was ihnen gesagt wurde?

Dr. Hans Modrow, MdB: Ich glaube, die Dinge so zu vereinfachen, ist mit der Kompliziertheit des Prozesses nicht in Einklang zu bringen.

Ich war für eine antifaschistisch-demokratische Ordnung, als ich 1949 aus der Gefangenschaft kam, und dafür bin ich eingetreten. Ich war auch auf der 2. Parteikonferenz für eine sozialistische Alternative und bin im Herbst 1989 noch dafür eingetreten, die DDR in sozialistischer Weise umzugestalten. Bei allem, was ich kritisch zu sagen habe, ist das meine Grundhaltung. In dieser Grundhaltung liegt auch manches, was Sie jetzt anfragen.

Ich gehörte dem ZK der SED als Kandidat seit 1958 an. Ich habe also drei Zentralkomitees, jenes unter Ulbricht, das unter Honecker und auch noch das unter Krenz, erlebt. Wenn ich von der Grundhaltung ausgehe, dann habe ich bei Ulbricht immer das Gefühl gehabt, daß er alle Auseinandersetzungen, ob mit Karl Schirdewan und mit Lohagen, ob mit anderen, in das Zentralkomitee getragen hat. Es gab keine grundlegenden Änderungen in der Führung der SED, ohne daß Ulbricht sie als eine ZK-Auseinandersetzung gestaltet hat. Er war sich dabei einer mehrheitlichen Entscheidung sicher. Aber das ist nach meiner Meinung auch das Ulbrichtsche Verständnis von einem Führungsgremium gewesen. Für Ulbricht war das Zentralkomitee bedeutsamer, als es später für Honecker in der Grundauffassung gewesen ist. Das ist die Thälmannsche Schule, die Ulbricht hatte, die bei ihm nicht eine Wortblase war wie später bei Honecker, sondern für Ulbricht war das Zentralkomitee der Kreis der Auseinandersetzung. Daß er das sehr wohl beherrschte, konnte man dann in Plenartagungen erleben. Ich habe als Mitglied des Büros der SED-Bezirksleitung in den fünfziger Jahren das Politbüro unter Ulbricht hinreichend erlebt, mit scharfen Auseinandersetzungen um den damaligen 1. Sekretar Hans Kiefert.

Alles das hat mich auch mit geprägt, aber immer in der Haltung – hier liegen die Probleme mit mir selber –: Es geht um den Sozialismus, für den du bist, in ihm stecken Probleme. Nach dem XX. Parteitag der KPdSU war mir klar, es gibt keinen Gott wie Stalin, sondern es gibt einfach Menschen, die das zu verantworten haben. Aber es war immer – das war die Befangenheit – unter Berücksichtigung der Tatsache, daß es zwei deutsche Staaten mit ihrer tiefen Gegensätzlichkeit gab, auch bei mir die ausgeprägte Haltung: „Du machst nichts, was dem Gegner nützt, sondern du tust das, was für den Sozialismus gut ist.“ Und damit kam auch die Einengung.

Das Zentralkomitee unter Erich Honecker hat in der ersten Phase noch Sitzungen gemacht, in denen man sich mit Tagesordnungen beschäftigte. Gerhard, du wirst dich erinnern. Die Mikroelektronik war wohl für dich mit das Härteste, das es gab. Aber da man nichts mehr zusammenhalten konnte, waren es dann nachher die Riten, von denen Sie gesprochen haben.

Ich will aber noch eines anfügen zum Einfluß der Sowjetunion in den siebziger und achtziger Jahren. Auch hier muß man sich vor manchen Legenden schützen. Es gab ihn, es gab ihn tief, und es gab ihn auf manchen Gebieten nicht mehr. Ich habe ihn 1976 den IX. Parteitag vorbereitend in folgender Weise erlebt: Pjotr Andrejewitsch Abrassimow sagte zu mir im Vorfeld des Parteitages: „Genosse Modrow, Sie werden als Kandidat des Politbüros vorgeschlagen und gewählt werden.“ Ich habe gesagt: „Pjotr Andrejewitsch, je mehr Sie diese Frage stellen an Genossen Honecker, um so weniger wird es geschehen. Wenn Sie die Frage von der sowjetischen Seite stellen, werde ich nicht ins Politbüro kommen, da werden Sie sich irren.“ Und ich kam nicht hinein. Ich bekam schon Ende der siebziger Jahre den Hinweis, den Kontakt mit dem Parteisekretär in der Botschaft der Sowjetunion so zu gestalten, daß man dort nicht mit dem Wagen vorfährt, sondern daß man sich anders trifft.

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre war es ganz eindeutig, daß meine Kontakte, die ich vor allem mit Leningrad pflegte – Leningrad hatte immer ein Mitglied oder einen Kandidaten des Politbüros als Ersten Gebietssekretär, und ich konnte so viel Russisch, daß wir unter vier Augen miteinander sprechen konnten –, auch unter Kontrolle standen. Das Verhältnis zur Sowjetunion differenzierte sich. Es gab das offizielle, das öffentliche Verhältnis, und es bestand kein Interesse, insbesondere in der letzten Phase, daß sich gewisse Eigenständigkeiten in diesem Verhältnis entwickelten. Es sollte unter Kontrolle bleiben, weil die Einflüsse, die von dort kamen, differenziert gesehen wurden.

Nun kommt das Problem in diesem Zentralkomitee. Heute sagen sehr viele, daß wir eigentlich mehr die Perestrojka als die Fortsetzung des Kurses von Erich Honecker wollten. Aber hier gilt das Wort von Helmut Sakowski – ich würde sagen, ja, er hat recht –: „Mutig waren wir nicht.“ Die Versuche, hier und da in anderer Weise auf Probleme aufmerksam zu machen, sind dann wohl hinreichend diszipliniert worden. Aber damit will ich eines mit Deutlichkeit sagen: Das bedeutet nicht, daß wir alle nur Feiglinge waren. So war es auch nicht. Das kann ich für meine eigene Person sagen: Wenn ich nur ein Feigling gewesen wäre, dann wäre ich am 15. Januar 1990 ins Mauselloch gekrochen und nicht zur Normannenstraße gegangen, wo mehrere tausend Bürger ihren Protest bekundeten. Das alles gehört auch dazu, wenn wir Geschichte, Mutigsein und alles andere miteinander differenziert betrachten wollen. Das ist sozusagen diese deutsch-deutsche Geschichte mit

ihrer Verzahntheit, mit ihrer Kompliziertheit. Wenn wir nicht bereit sind, sie anzunehmen, werden wir auch der Wahrheit immer nur ein viel zu geringes Stück näherkommen.

Gesprächspartner Karl Wilhelm Fricke: Danke, Dr. Modrow. Es ist sicherlich so, wie Sie sagen. Es gab auch den Mut von Robert Havemann, das muß man auch einmal sehen. Den hätte man sich natürlich, wie ich meine, auch in der SED gewünscht. (Beifall)

Ich darf nunmehr die Führung der Diskussion an Rainer Eppelmann zurückgeben.

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Bisher 15 Mitglieder der Enquete-Kommission möchten Fragen an die Zeitzeugen stellen. Wie abgesprochen, gebe ich Herrn Fricke und Herrn Schwarz die Möglichkeit, jederzeit mit einzusteigen. Der erste: Markus Meckel.

Abg. Meckel (SPD): Ich habe mehrere, aber sehr kurze Fragen in bezug auf Aussagen von Herrn Uschner, der sagte: Außenpolitische Fragen, das heißt, was in Ungarn oder in der Sowjetunion innenpolitisch passierte, wurden bei uns nicht diskutiert. Ich habe die Frage an Herrn Schirdewan: Wie wurden die Ereignisse 1956 in Ungarn im Politbüro reflektiert?

Die zweite Frage betrifft die Kommunikation nach Moskau. Herr Modrow hat jetzt schon einiges dazu gesagt. Wie lief für das Politbüro, das heißt für die wirklichen Entscheidungsträger, die Kommunikation nach Moskau? Über die Botschaft, über Direktkontakte? Wer waren hier die Kommunikationsträger?

Dritte Frage: Wie war die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Ministerien? Herr Uschner sagte in bezug auf das Außenministerium: Wir bekamen das Material „Zur Lage“, machten daraus eine Vorlage, und dann ging sie mit den entsprechenden Anweisungen zurück. War das der übliche Weg bei allen Ministerien, oder gab es da Unterschiede?

Letzte Frage: Herr Schürer, ich hörte als Nebenbemerkung: Aus der Sowjetunion bekamen wir den Rohstoff, machten hier die Industriewaren, und die gingen zu einem großen Teil dorthin zurück. Wie waren die Einflüsse in bezug auf die Entscheidungsstrukturen der Industrieproduktion aus Moskau in den letzten 20 Jahren?

Vorsitzender Rainer Eppelmann: Danke schön. Als erstes bitte die Antwort von Herrn Uschner und dann drei Antworten von Herrn Schirdewan.

Dr. Manfred Uschner: Die Praxis in der Außenpolitischen Kommission war nicht typisch. Es war aber so, daß dieser Riesenapparat, dem Sie, Herr Meckel, auch einmal eine Zeitlang vorstehen durften, natürlich eine Fülle von Länder- und Sektoreninformationen brachte und daß nach Arbeitsplan alle Länderbereiche einmal durchgegangen wurden, möglichst jene, die den heiklen Problemen der Situation in der Sowjetunion nicht nahe kamen. Das hat man der Abteilung Internationale Verbindungen überlassen, die sich